**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 60 (1956-1957)
**Heft:** 10

**Artikel:** Eine seltsame Mahlzeit
**Autor:** Jammes, Francis / Schnack, Friedrich
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-668588

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*Francis Jammes*

# EINE SELTSAME MAHLZEIT

In meiner Gymnasiastenzeit war ich mit meinem Schulkameraden Philipp Laurens befreundet, einem sehr liebenswürdigen und intelligenten Jungen, der aber alles vom Standpunkt der Nützlichkeit aus ansah. Dennoch erlebte ich gerade bei ihm, im Kreis kleiner Bürgersleute, die ein bisschen Handel trieben, ein tolleres Abenteuer als in all den Erfindungen meiner zwischen Erde und Himmel schweifenden Muse. Sein Vater unterhielt in einem geräumigen, hellen und ruhig gelegenen Haus eine Rum-Brennerei. Ich hatte die grosse Annehmlichkeit, in dieser braven Familie manchmal um acht Uhr abends essen zu dürfen. Gewisse Vorspeisen, gewisse echt pariserische Delikatessen, frisches Getränk zum Beispiel, lockten mich sehr. Meist waren nur Vertraute und Verwandte mit anwesend.

Eines Abends war ich wieder einmal zu Laurens gegangen. Die Tischgesellschaft war diesmal ein wenig grösser als sonst, unter anderen war ein Ehepaar von unbestimmbarem Alter zugegen. Der Mann, ein alter Fischer von Neufundland, hatte die Angewohnheit, bei allem und jedem, wo es passte oder auch nicht, auszurufen: «Das ist Larifari!» — Auch eine Kaufmannsfamilie aus Rouselle hatte sich mit ihrer Tochter, einem reizenden Geschöpf, zu diesem Essen eingefunden. Der Höhepunkt des Abends und vieler folgender war jedoch ein Neuling, ein Branntweinhändler aus La Havre, der Carlos Corchon hiess und der Sohn eines Vizekonsuls von Malaga war.

Er war ein prächtiger Bursche von bräunlicher Gesichtsfarbe; Haar und Schnurrbart trug er aufwärts gekämmt; die Nase war stichgerade; das Kinn sprang kühn vor, und die Augen waren schwarz wie Holzkohle. Er wurde der Gesellschaft vorgestellt. Taktvolle Zurückhaltung zeichnete ihn aus. Das uns bedienende Mädchen wollte gerade Herrn Corchon eine Saucenschüssel reichen, als es plötzlich, wie gebannt, stocksteif neben ihm stehenblieb. Man hätte diese Saucenschüssel ihren Händen ebensowenig entreissen können, wie den Fingern einer marmornen Diana den Bogen. Nach einigen Augenblicken stand Carlos auf und gab dem Mädchen eine Backpfeife. Sie kam zu sich, lächelte und reichte die Mayonnaise.

Keiner der Tischgenossen wagte auch nur die geringste Bemerkung über einen so befremdenden Zwischenfall. Das Essen und die Unterhaltung über den Regen und das schöne Wetter wurden fortgesetzt. Dann kam der zweite Gang; ein getrüffelter Truthahn. Kaum war die unglückliche kleine Naive wieder in Corchons Nähe gekommen, wurde sie neuerdings von ihrem somnambulischen Schlaf befallen. Die Platte mit ausgestreckten Armen haltend, stand sie wie eine Bildsäule. Sodann sank die Frau des neufundländischen Fischers ihrerseits in Schlaf, unmittelbar darauf folgte ihr ein Herr Cerveau.

Der Neufundländer sprang auf. Er hatte erfasst, dass Carlos der Urheber dieser ganzen verhexten Schlafsüchtigkeit war. Stammelnd bedrohte er ihn. Er rannte von Carlos zu seiner Frau, von seiner Frau zu Carlos und von diesem wieder zu seiner Frau, die nicht zu sich kommen konnte. Unberührt aber von all dem, wohnte das schöne Fräulein aus Rouselle diesem eines Krankenhauses würdigen Schauspiel bei. Die Familie Laurens schien indes ausser sich zu geraten, während ein Herr Lafaye, der Stifter des Truthahnes, und ich eifrig dabei waren zu schmausen. Der Zank zwischen dem Kabeljaufischer und dem Hexenmeister begann lebhaft zu werden. Um seinen Gegner zur Ruhe zu bringen, versuchte Carlos diesen einzuschläfern und rief ihm zu: «Blicken Sie mich fest an!» —

Diese ungemein komische Szene wurde schliesslich durch das Aufwachen der Schläfer beendet, die von dem Branntweinhändler heftig geohrfeigt worden waren. Er gab sodann den Tischgenossen eine Erklärung ab, wonach sich seine Eigenschaft, bestimmte Personen in Schlaf versetzen zu können, oftmals ohne seinen Willen auswirke — ein flüchtiger Blick von ihm genüge schon dazu. Man glaubte ihm aufs Wort, und als man mit dem Essen fertig war, verlangte der Küstenschiffer, glücklich darüber, dass seine Frau nicht gestorben war, von dem Sohn des Vizekonsuls von Malaga Aufklärungen über den «tierischen Magnetismus».

Man wird zugeben, dass eine solche Szene bei weitem meine Knabenschwärmerei, einmal in einem schlafenden, von blauen Wölkchen bekränzten Vulkan zu hausen, übertraf — ein

Wunsch, den all diese Leute, Carlos inbegriffen, die an dem mysteriösen Mahl beteiligt waren, für Irrsinn gehalten hätten. Mein Freund Philipp aber — wahrheitsgemäss muss ich es sagen — liess sich durch alle diese bei ihm ausgeübten hypnotischen Spielereien nie verwirren und aus der Fassung bringen. Er blieb, was er immer gewesen: der auf das Nützliche bedachte Schüler, und er wurde in diesem Jahr sogar der Primus und der Stolz unseres Lehrers.

(Berechtigte Uebertragung von Friedrich Schnack)

*Richard Gerlach*

## STECKENPFERDE

Früher sagte man für lieben «liebhaben», und der Liebhaber war also der Liebende. Der Liebhaber ist der Verehrende, Sich-Bewerbende, während der Geliebte die Liebe, die ihm geschenkt wird, hinnimmt. Es lässt sich freilich auch anders ausdrücken: der Liebhaber ist der in Spiel und Laune Geduldete, der Geliebte der, dessen Neigung erwidert wird. Auf der Bühne ist der erste Liebhaber Romeo, der für seine Julia in den Tod geht.

In den Künsten und Wissenschaften ist der Liebhaber der verehrende Enthusiast, der sich glücklich fühlt, hier teilnehmen zu dürfen, ohne dass er nun auch gleich den Ehrgeiz hat, mit seinen eigenen Leistungen hervorzutreten. Ihm ist es nicht um das Ausüben, sondern um das Geniessen. Die Liebhaberei gibt allen geistigen Bestrebungen erst Resonanz, und wo sie fehlt, sieht der schönste Stoff grau aus.

Steckenpferde machen das Leben erträglicher. «Dies alles gibt es»; das ist eine Feststellung, die zugleich schon nicht mehr ganz unbeteiligt ist. Der eine liebt Blumen, der andere Vögel, der dritte Landschaften, Musik, Gemälde, Bücher. Einer findet im menschlichen Antlitz oder in der Hand tausend Deutungsmöglichkeiten, der andere fährt den Schriftzügen nach, reisst in seinen Gedanken mit den Linien der Landkarte, richtet sein Fernrohr auf einen Stern, versenkt sich in das Altertum, spricht Verse, ist entzückt über die Flügeldeckenzeichnung eines Käfers oder über das beschauliche Gartenhaus auf einer chinesischen Porzellantasse.

Wir sind als Liebhaber einseitiger geworden, als es die Kenner des achtzehnten Jahrhunderts waren, die noch die humanistischen Wissenschaften umfassten, weite Gebiete überschauten und graziös und geistbeflügelt zu schreiben verstanden. Freilich lassen wir uns auch nicht mehr so viel Zeit wie zum Beispiel Buffon, der zur Vorbereitung der ersten drei Bände seiner Naturgeschichte zehn Jahre brauchte. Da war es dann auch eher möglich, die grossen Zusammenhänge zu erfassen.

Heute muss jemand, der sich auf mehreren Spezialgebieten hervortraut, mit dem Argwohn rechnen, sein Wissen sei nicht fundiert genug, dies alles könne ein einzelner Mensch nur oberflächlich antippen. Allein, auch Liebhaberstudien lassen sich solide anlegen, und dazu brauchen wir kein minderer Grad der reinen Fachwissenschaft zu sein, sondern werden zu etwas ganz anderem, zu einer Beglückung und zu einem humanen Gewinn, zu einer Erweiterung der inneren Erfahrung. Das ist nicht das gleiche wie Forschung. Aber es kann Hand in Hand mit ihr gehen.

Eine Gefahr wäre ein Dilettantismus, der mit unzureichendem Handwerkszeug mitwirken will und dann oft pfuscht. Die Schnelligkeit setzt sich über vieles hinweg, was nicht ohne Mühe gelernt werden kann. Goethe kennzeichnete diese Haltung: «Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinn, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert. Er hat davon nur eine Art Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.»

In den Jünglingsjahren wird der Grund zu den andauernden Beschäftigungen gelegt, zu dem unzerstörbaren Gebäude der Liebhaberei. Der Freund der Schmetterlinge ist stets getröstet, wenn wieder Falter im Sonnenlicht gaukeln. Wenn alle Menschen Liebhaber wären, bliebe für den Hass kein Raum. Nichts hindert uns, in unseren Steckenpferden die vielseitige Harmonie des Seienden zu erkennen.